

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Band: 55 (1999)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

HORBURY, WILLIAM (Hg.), *Hebrew Study from Ezra to Ben-Yehuda*. Edinburgh: T & T Clark Ltd 1999. XIV und 337 S. gr. 8°, mit ausgewählter Bibliographie, Indices von Autoren, Eigen- und Ortsnamen und Themen.

Der von William Horbury, Professor für Jewish and Early Christian Studies in Cambridge, angeregte, sorgfältig betreute und umsichtig eingeleitete Sammelband umfasst 22 zum Teil sehr gewichtige Beiträge. Sie gehen zurück auf die Tagung, die die British Association for Jewish Studies 1996 abgehalten hat. Um es vorwegzunehmen: Der Band ist eine Fundgrube und ein Vademecum für alle Forschung, die sich mit der Geschichte und Praxis der hebräischen Sprache im Laufe der Zeiten befasst.

Dieser Sammelband gliedert sich in 6 Teile. Die „Epoche des Zweiten Tempels“ (I) ist die Zeit, in der erstmals Ansätze zu einer mehr oder minder expliziten Reflexion über Stellung und Gebrauch des Hebräischen begegnen. Das beginnt mit dem Wechsel zwischen nationalem Hebräisch und internationalem Aramäisch, das für J. Schaper ursprünglich nur Bildungsbesitz der Oberschicht war (2 Kön 18,26). Falls diese These sich erhärten liesse, hätten sich die Verhältnisse bis zu „Ben Sira's Beth Midrash“ und dem „Hebrew [...] Study of Qumran“ ins Gegenteil verkehrt. Denn hier geht die Wahl des Hebräischen auf eine bewusste Entscheidung der mit der Schrift vertrauten Literaten zugunsten der – religiös motivierten – Authentie des göttlichen Wortes zurück (J.K. Aitken, J. Campbell mit Hinweis auf 4Q 375 zu Dtn 13). Selbst wenn man eine weitere Teile der Bevölkerung umfassende, national bzw. antihellenistisch ausgerichtete „Renaissance“ der „patrios phone“ (2 Makk 7,8; 21,27: J.W. van Henten) in der Makkabäer- und Hasmonäerzeit annimmt, muss man mit einer Differenzierung von Hoch- und Umgangs-Hebräisch rechnen. Hier bleibt philologisch noch viel zu tun!

Einen Höhepunkt des Buchs stellt Teil II dar, in dem es um „rabbinisches und frühchristliches Hebräisch“ (oder Hebraisieren) geht, dessen Eckpunkte durch die Aufsätze von P. Alexander und W. Horbury abgesteckt werden. Mit überzeugenden Hinweisen auf Analogien im nichtjüdischen antiken Bildungswesen tritt der erstere dafür ein, dass das aramäische Bibeltargum seinen Platz *primär* im elementaren Schulbetrieb hatte, an den der gottesdienstliche Gebrauch der Synagoge dann anknüpfen konnte. Licht in derzeit noch im Dunkel liegende Zeiten und Abläufe sucht W. Horbury zu bringen. Ausgehend von hebräischen Fassungen des Matthäus-Evangeliums, wie sie erstmals 1532 durch Sebastian Münster in Basel, dann 1551 und öfter in Paris gedruckt wurden, sucht er den Ursprung dieser hebraisierten Evangelienüberlieferung gut 1000 Jahre früher in jüdischen Kreisen der nachkonstantinischen Zeit, die gegen eine majoritär nichtjüdische Kirche für das jüdische Element der urchristlichen Überlieferung eintraten – durch das Medium der hebräischen Sprache! W. Horbury käme damit (*sit venia recensenti*) ganz in die Nähe der vor gut 30 Jahren durch Shlomo Pines erhobenen verwehten letzten Zeugnisse eines an

den Rand gedrängten Juden(-christen-)tums. Und es bestünde eine frappante zeitliche Koinzidenz mit der von D. Noy, dem Herausgeber des Standardwerks „Jewish Inscriptions of Western Europe“ (1993–95), auf epigraphischer Basis festgestellten Tendenz einer „Hebraisierung“ im 6. Jh. n. Chr., die auch ein Indiz dafür sein dürfte, dass sich die Beziehungen zwischen Italien und dem Israelland damals intensivierten. Der (heiden-)christliche Umgang mit dem Hebräischen in der betreffenden Zeit blieb marginal und oft indirekt durch Autoren wie Philo vermittelt, selbst bei Hieronymus (C. T. R. Hayward, L. Lahey).

Auch was Hebräisch in „römisch-byzantinischer Zeit“ (III) angeht – immerhin „A Thousand Years of Hebrew in Byzantium“ (N. R. M. de Lange) – d. h. vor den arabisch bestimmten ersten eigentlich grammatisch zu nennenden Zugängen zum Hebräischen, setzt der Band Standards. Hebraismus ist in dieser Zeit eine andere Form von Biblizismus. Der Weg war bereitet, bevor ihn die Karäer (IV), die keineswegs als Verächter des Mittelhebräischen der mischnischen Epoche apostrophiert werden dürfen (J. Olszowy-Schlanger), mit ihren durch arabische Herausforderungen bestimmten grammatischen Entwürfen (G. Khan) betraten.

Die Geschichte der „christlichen Hebraistik“ als ganzer bleibt noch zu schreiben. Neben dem Aufsatz des Herausgebers leisten R. Loewe (Alexander Neckam), A. Bergquist (Florenz), G. L. Jones (Robert Wakefield als „Father of English Hebraists?“), G. I. Davies (Ex 15 im Reformationsjahrhundert) und P. T. van Rooden (über Willem Surenhuis und die berühmte Amsterdamer Mischna-Übersetzung) gewichtige Vorarbeiten dafür. Christliche Hebraistik ist durch die Belastungen des jüdisch-christlichen Verhältnisses in hohem Masse bestimmt wie behindert worden.

Eins stand jedenfalls fest: ohne Juden kein Hebräisch. Wenn daher auf längere Strecken der sprachlichen Erschliessung des Hebräischen ein Gefälle zu verzeichnen ist, bei dem jüdische Information christlichen Wissendurst trinkt (exemplarisch die Diskussion um die Ernennung des Juden S. M. Schiller-Szinessy auf den Lehrstuhl für rabbinische Literatur in Cambridge: S. C. Reif), so verwundert es nicht, dass dieser Prozess auch einmal umschlug. Hebräisch von Juden für Christen – dabei konnte es nicht bleiben. So kam es zu dem, was man als Quintessenz des abschliessenden Teils VI bezeichnen könnte: Hebräisch von Juden für Juden als Quelle der Inspiration für die Neoorthodoxie Samson Rafael Hirschs (A. H. Lesser) wie für den werdenden Zionismus (Ben-Jehuda, Mandatspalästina, moderne israelische Literatur: G. Mandel, E. Ullendorff, R. Domb).

Habent sua fata libelli – um wieviel mehr die Sprache, aus denen diese Bücher, ja *das* Buch schöpfen! Der angezeigte Band zeugt für das hohe Niveau der britischen Jewish Studies (die Niederlande und Deutschland sind am Rande mitvertreten). William Horbury und seinen Kontribuenten ist für ein Werk zu danken, das alles Zeug zu einem Referenzwerk für die Sprachgeschichte des Hebräischen in sich trägt.

An Druckfehlern sind dem Rezensenten nur S. 81 („word for word“) und S. 186 Anm. 3 (*mem finalia* und *'ajjin*) aufgefallen.

Thomas Willi

HANNELORE KÜNZL, *Jüdische Grabkunst. Von der Antike bis heute*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999, 216 S. mit 110 Abb., 4°, ISBN 3-534-10691-1.

Das Buch bietet einen Überblick über die jüdische Grabkunst und ihre verschiedenen Erscheinungsformen von der Antike bis zur Gegenwart. In vier Kapiteln werden dabei nicht nur die im Lauf der Zeit eingetretenen Wandlungen, sondern auch ihre geographisch bedingten Besonderheiten dargestellt. Das erste Kapitel (S. 11–65) handelt von der jüdischen Grabkunst der Antike, in Israel und in anderen Mittelmeerländern (Griechenland, Nordafrika, Italien). Das zweite Kapitel (S. 67–83) bringt Beispiele jüdischer Grabkunst des Mittelalters im aschkenasischen (England, Frankreich und Deutschland) und sephardischen Raum (Iberische Halbinsel). Das dritte Kapitel (S. 85–146) dokumentiert die sephardische und aschkenasische Grabkunst des 16. bis frühen 19. Jahrhunderts. Der letzte Teil des Buches behandelt einige charakteristische Beispiele der jüdischen Grabkunst im 19. und 20. Jahrhundert (S. 147–202), u. a. in islamischen Ländern, in Italien und im aschkenasischen Raum. Am Ende des Buches finden sich ein kurzer Überblick über die Symbolik, ein Glossar und ein Ortsregister. Auf eine Bibliographie hat Vfn angesichts der umfangreichen Literatur zum Thema verzichtet; alle erforderlichen bibliographischen Hinweise finden sich indessen in den Fussnoten. Unbestreitbarer Vorzug des Buches sind die 110 beigegebenen Photos, die die von Vfn gebotenen Analysen illustrieren.

Die Darstellung geht von zwei grundlegenden Annahmen aus. Zum einen: die jüdische Grabkunst ist Teil der allgemeinen Kunst ihrer Zeit und ihres geographischen Raumes; zum anderen: sie verzichtet auf Elemente, die den religiösen Gesetzen und Vorstellungen widersprechen könnten.

Ausdrücklich erhebt Vfn mit ihrer Untersuchung keinen Anspruch auf Vollständigkeit, zumal die Analyse der Kunstformen allein eines einzigen Friedhofes zuweilen eine eigene Abhandlung verlangen würde. Wie sie betont, hat sie aus dem vorhandenen reichen Material (von unterschiedlichem Wert) eine Auswahl getroffen, die die charakteristischsten Formen jüdischer Grabkunst vorzustellen geeignet ist. Dem Grossteil der Beispiele und ihrer Interpretationen kann man nur zustimmen und Vfn dankbar dafür sein, diese Gesamtschau vorgelegt zu haben. Nicht immer befriedigen jedoch die methodologischen Entscheidungen hinsichtlich des repräsentativen Charakters der ausgewählten Beispiele, über den man durchaus streiten kann. Manche klammert die Auswahl allerdings von vornherein aus. Mitunter fehlt die Berücksichtigung der neuesten Bearbeitungen; an einigen Stellen sind Vfn zudem Fehler unterlaufen. Auch wäre das Buch um weitere Grundzüge jüdischer Grabkunst zu ergänzen; und bei einer Gesamtschau wäre eine eindeutige Definition des verglichenen Materials und nicht allein die Darlegung der darauf fussenden Schlussfolgerungen wünschenswert gewesen.

So gibt es im Kapitel über die mittelalterlichen Grabsteine einen Abschnitt über England, obwohl von dort kein einziger mittelalterlicher Grabstein erhalten ist. Hingegen fehlen Informationen über eine Reihe von vorhandenen Grabsteinen aus Deutschland, z. B. aus Frankfurt/Main und Spandau. Im Vergleich zu anderen Friedhöfen und Einzel-funden aus dem mitteleuropäischen Raum verdiente gerade letzteres wegen der Zahl der dort gefundenen Grabsteine (48 Grabsteine aus den Jahren 1244–1474) besondere Aufmerksamkeit (siehe M. Brocke, Die mittelalterlichen jüdischen Grabmale in Spandau 1244–1474, in: *Ausgrabungen in Berlin. Forschungen und Funde zur Ur- und Frühgeschichte*

te, Berlin 1994, S. 8–116). Die Beschränkung des aschkenasischen Raumes auf England, Frankreich und Deutschland hatte zur Folge, dass die zugegebenermaßen nur wenigen Grabsteine aus Schlesien (siehe M. Wodziński, *Hebrajskie inskrypcje na Śląsku XIII–XVIII wieku*, Wrocław 1996) und Ungarn (siehe A. Schreiber, *Jewish inscription in Hungary from the 3rd Century to 1686*, Budapest, Leiden 1983) ganz übergangen wurden. Da bei der Beschreibung sephardischer Grabkunst Angaben über entsprechende Fundorte gemacht worden sind, wäre auch für den aschkenasischen Raum eine entsprechende Zusammenstellung der erhaltenen Grabsteine angebracht gewesen. Dies hätte zudem erkennen lassen, auf welche materielle Basis Vfn ihre verallgemeinernden Aussagen gestützt hat. Eine ganz andere Frage ist, ob die in der Darstellung berücksichtigten Zeugnisse tatsächlich die typischsten oder spektakulärsten Beispiele jüdischer Grabkunst sind.

Unbefriedigend sind die Abschnitte, die sich auf Polen beziehen. Dabei gibt es gerade auf polnischem Gebiet zahlreiche Friedhöfe, die die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker verdienen, und entgegen der Behauptung der Vfn ist in jüngster Zeit einiges Material dazu erschienen. Bei der Besprechung der Beispiele vom Krakauer Friedhof bezieht sich die Autorin auf ein populärwissenschaftliches Buch, erwähnt aber nicht dessen kunsthistorische Bearbeitung (siehe I. Rejduch-Samek/J. Samek [ed.], *Katalog Zabytków Sztuki w Polsce*, t. IV; Miasto Kraków: cz. VI: Kazimierz i Stradom. Judaica: bóżnice, budowle publiczne i cmentarze, Warszawa 1995). Die Krakauer Grabsteine aus dem 16. Jahrhundert sind nicht die ältesten, die in Polen erhalten sind (S. 138). Der Platz für den Friedhof in Krakau wurde zwar 1533 gekauft, die Bestattungen begannen jedoch erst 1551. Während die ältesten jüdischen Grabsteine des historischen Polen in Lublin zu finden sind (darunter der Grabstein des Jakob Kopelmann, Sohn des Jehuda ha-Lewi, gestorben 1541), ist der älteste Grabstein auf dem Gebiet des heutigen Polen der 1917 in Wrocław/Breslau gefundenen Grabstein des Dawid, Sohn des Sar Schalom, gestorben 1203.

Die Beschreibung des Grabmals des Mose Isserles (S. 139) entspricht nicht den Tatsachen. Es besteht aus drei Teilen: aus einem Sarkophag in Gestalt einer Walzenhälfte und zwei miteinander verbundenen Grabplatten, von denen die eine aus dem 16. und die von Vfn beschriebene aus dem 18. Jahrhundert stammt. Die Überlegungen, ob es sich hier also um ein ausgesprochen frühes Beispiel dieser Art Grabmal handelt, sind folglich ebenso gegenstandslos wie die Behauptung, dass damit ein so grosser Gelehrter kein Grabmal in Form eines Sarkophags hätte, der Grundlage entbehrt. Auch das Grabmal des berühmten Kabbalisten Natan Spiras, seiner Frau und Tochter (Abb. 69) besteht aus einem Sarkophag, an den zwei stehende Grabplatten angefügt sind. Vfn identifiziert es als barockes Grabmal, was jedoch wenig wahrscheinlich ist, da seine drei Teile aus verschiedenen Epochen stammen: der Sarkophag aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts (er ist das einzige barocke Element), die (auf der Abb.) nicht sichtbare Grabplatte vom Anfang des 19., und die andere, auf der Abb. sichtbare Grabplatte ist erst nach dem Zweiten Weltkrieg angefertigt worden.

Auch andere Erörterungen der Vfn sind ergänzungsbedürftig. Üblicherweise verbindet man mit dem Bild eines jüdischen Friedhofs keine Farbigkeit; dabei ist die Mehrzahl der Grabmale in Polen und der Ukraine, insbesondere in kleineren Städten, bunt bemalt. Einzelne künstlerische Motive werden durch Farben voneinander unterschieden und/oder hervorgehoben. Farben dienen auch der besseren Lesbarkeit der Inschriften bzw. der Abgrenzung ihrer Teile. Vollkommen ausgeblendet hat Vfn hölzerne Grabmale, die sich von steinernen vor allem dadurch unterscheiden, dass sie keine Ornamente und symbo-

lischen Darstellungen aufweisen und gewöhnlich auf den Gräbern der ärmsten Juden standen. Zugegebenermassen sind von ihnen auch nur wenige bis heute erhalten geblieben (z. B. im Jüdischen Museum in Basel).

Leszek Hońdo

ALFRED HAVERKAMP (Hg.), *Juden und Christen zur Zeit der Kreuzzüge*, Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1999 (= Vorträge und Forschungen, Band 47), XX, 371 S., gr. 8°, ISBN 3-7995-6647-3.

Das Jahr 1996 und die Erinnerung an den zu diesem Zeitpunkt 900 Jahre zurückliegenden Beginn des ersten Kreuzzuges und der damit verbundenen im Rheinland einsetzenden Judenverfolgungen hat neben zahlreichen Neuerscheinungen zum Thema auch Anlass zu mehreren historischen Konferenzen gegeben. Eine dieser Konferenzen, die im März 1996 auf der Reichenau stattfand, hat im hier anzuzeigenden Band ihren literarischen Niederschlag gefunden. Anliegen der Konferenz – und damit des jetzt vorliegenden Aufsatzbandes – ist es gewesen, wie am Thema abzulesen und von Hg. in der „Einführung“ (S. IX–XX) ausführlich begründet worden ist, die jüdische Geschichte nicht isoliert zu sehen, sondern im Rahmen der mittelalterlichen, christlich-europäischen Geschichte zu begreifen und die Wechselbeziehungen zwischen jüdischer und christlich-europäischer Geschichte in den Blick zu nehmen. Damit soll „an die von deutschen Historikern jüdischer Herkunft vor dem nationalsozialistischen Terror begründeten und von israelischen Gelehrten deutscher Abstammung nach dem Zweiten Weltkrieg fortgeführten Sicht- und Vorgehensweisen“ angeknüpft werden (S. X). Entsprechend breit sind die einzelnen, in wesentlich chronologischer Folge angeordneten Beiträge des Bandes angelegt. In geographischer Hinsicht konzentrieren sie sich indessen vornehmlich auf den durch das lateinische Christentum geprägten Teil Europas und damit zugleich auf das aschkenasische Judentum.

Inhaltlich lassen sich die Beiträge in drei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe konzentriert sich auf „der Entstehung und Verwendung von Bildern, Symbolen, Mythen und Motivkomplexen in den Beziehungen beziehungsweise Auseinandersetzungen zwischen Christen und Juden, wie sie uns in jüdischen wie auch christlichen Quellen überliefert sind“ (S. XIII). Dazu gehören B. Kühnel „Jewish and Christian Art in the Middle Ages. The Dynamics of a Relationship“ (S. 1–15, 14 Abb.), I. J. Yuval, „Christliche Symbolik und jüdische Martyrologie zur Zeit der Kreuzzüge“ (S. 87–106) und E. Reiner „A Jewish Response to the Crusades. The Dispute over the Sacred Places in the Holy Land“ (S. 209–231). In einen weiteren Rahmen stellt diesen Problemkreis A. Patschovsky durch sein „Feinbilder der Kirche: Juden und Ketzer im Vergleich (11.–13. Jahrhundert)“ (S. 327–357). – Wesentlich ereignisgeschichtlichen, historisch, sozialgeschichtlich und (kirchen)rechtlich ausgerichteten Fragestellungen im Umfeld der Judenverfolgungen während des ersten Kreuzzuges gehen nach J. Cohen „The Hebrew Crusade Chronicles in their Christian Cultural Context“ (S. 17–34), E. Haverkamp „Persecutio‘ und ‚G‘zerah‘ in Trier während des Ersten Kreuzzuges“ (S. 35–71), A. Grossman „The Cultural and Social Background of Jewish Martyrdom in Germany in 1096“ (S. 87–106) und F. Lotter „Tod oder Taufe‘. Das Problem der Zwangstaufen während des Ersten Kreuzzuges“ (S. 107–152). – Die dritte Gruppe von Aufsätzen schliesslich befasst sich in einem weiteren Kon-

text vor allem mit Fragen nach Ursachen und Auswirkungen der Kreuzzüge insgesamt: R. Hiestand „Juden und Christen in der Kreuzzugspropaganda und bei den Kreuzzugspredigern“ (S. 153–208), R. C. Stacey „Crusades, Martyrdoms, and the Jews of Norman England, 1096–1190“ (S. 233–251), M. Toch „Wirtschaft und Verfolgung: die Bedeutung der Ökonomie für die Kreuzzugspogrome des 11. Und 12. Jahrhunderts. Mit einem Anhang zum Sklavenhandel der Juden“ (S. 253–285) und G. Mentgen „Kreuzzugsmentalität bei antijüdischen Aktionen nach 1190“ (S. 287–326).

Auch wenn es den hier gesetzten Rahmen sprengen würde, auf Einzelheiten der Aufsätze und ihre jeweiligen Thesen näher einzugehen, hinzugefügt sei gleichwohl, dass sie sich alle durch gründliches Studium in beeindruckender Fülle herangezogener lateinischer und hebräischer Quellen und deren sorgfältige Auswertung ebenso auszeichnen wie durch Klarheit in der Darstellung und Abgewogenheit im Urteil. So gesehen, zeugt der Band nicht nur vom Bemühen „auch innerhalb der deutschsprachigen Mittelalterforschung, zu einer interreligiösen und interkulturellen Betrachtungsweise vorzustossen“ (S. XX), sondern hat zugleich Maßstäbe gesetzt, an denen sich zukünftige vergleichbare Studien – und man wünscht sich noch viele von ihnen – werden messen lassen müssen. Bleibt am Ende nur zu hoffen, dass dieser Band nicht im Kreise der Mediävisten verbleibt, sondern auch und gerade bei Kirchenhistorikern und Theologen die ebenso verdiente wie notwendige Aufmerksamkeit findet.

Stefan Schreiner

JACOB VON ANCONA – *Stadt des Lichts. Ein mittelalterlicher Händler berichtet von seiner Reise nach China (1270–1273)*, hg. David Selbourne. Aus dem Englischen von Peter A. Schmidt, Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe Verlag 1998, 518 S., ISBN 3-7857-0942-0.

Wie der Titel des Buches angibt, handelt es sich hier um den in Übersetzung vorgelegten Bericht, den ein jüdischer Kaufmann namens Jacob von Ancona über (s)eine Reise nach China geschrieben hat, die ihn in den Jahren zwischen April 1270 und Mai 1273 über die seit den arabischen Handelsreisenden und Geographen des 9./10. Jahrhunderts übliche Route über die „sieben Meere“ nach der südchinesischen Hafenstadt Zaitun, wie die Araber das heutige Quanzhou nannten, und wieder zurück führte. In aller Ausführlichkeit erzählt der Bericht von einer Reise, die ihre Vorläufer ebenso hatte wie ihre Nachahmer. Der Reisebericht selber mit seiner bunten Mischung aus detaillierter chronistischer Berichterstattung und persönlicher Erlebnisschilderung, aus aufschlussreichen Kaufmannsgeschichten und kurzweiligem „Seemannsgarn“ folgt dabei – fast möchte man sagen – den Konventionen mittelalterlicher Reiseberichte, jedenfalls ist er ganz in deren Stile gehalten. Die mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen verzierte und mit häufigen kommentierenden Randglossen sowie Anmerkungen des Herausgebers (= Hg.) versehene Übersetzung füllt denn auch den weitaus grössten Teil des Bandes (S. 42–453). Allein den Bericht über die Heimreise von Zaitun zurück nach Italien hat Hg. „aus Platzgründen“ stark gekürzt und „den überwiegenden Teil [. . .] wegfallen [. . .] lassen“ (S. 437).

So spannend, unterhaltsam und zugleich auch lehrreich die Lektüre dieses Reiseberichtes unbestritten ist, so darf dennoch nicht übersehen werden, dass schon bald nach

Erscheinen der Originalausgabe (1997), das ist der englischen Übersetzung, die der deutschen Version zugrunde liegt, eine Auseinandersetzung um dieses Buch eingesetzt hat, die bis heute nicht verstummt ist. Begeisterung für das Buch und Argwohn gegen seine Authentizität halten sich hier die Waage. Daran hat auch die der deutschen Ausgabe beigegebene Apologie unter dem Titel „Original oder Fälschung?“ (S. 475–486) nichts geändert, in der Hg. die in den bisherigen Rezensionen zu den bisherigen Ausgaben vorgebrachten Einwände zurückweist und zu widerlegen versucht.

Ohne auf Einzelheiten hier eingehen zu können, es geht um folgendes: Wie Hg., von Hause aus Rechtsphilosoph, der seit Jahren im italienischen Urbino ansässig ist, in seiner Einleitung (S. 9ff) schreibt, hat er erstmals 1990 durch den Besitzer des Manuskriptes Kenntnis von dem Reisebericht bekommen, den er dann aufgrund dieses Manuskriptes zwischen 1991 und 1996 ins Englische übersetzt hat. Dabei soll es sich um ein Unikat handeln, jedenfalls betont Hg., dass es von diesem Reisebericht kein zweites Manuskript gibt. Über Besitzer und Aufbewahrungsort des Manuskriptes verrät er allerdings nichts und tut auch sonst alles, das Manuskript als obskur erscheinen zu lassen.

Zwar gibt er eine präzise Beschreibung des Manuskriptes – es „misst fünfundzwanzig-einhalb Zentimeter in der Höhe und neuneinhalb Zentimeter in der Breite“, „enthält zweihundertachtzig meist beidseitig beschriebene Blätter aus feinem, sauberen Papier [. . .] in einer sorgfältigen und zumeist klaren Handschrift“, und ist „in Pergament gebunden“ (S.13ff) –, beschreibt eingehend dessen Sprache – „in erster Linie ist es italienisch: offenbar vorwiegend toskanisch, aber mit einigen venezianischen Wendungen durchsetzt [. . .], dazu mit vielen Bildungs-Latinismen. [. . .] Redewendungen, Verben und andere Formen, die fast französisch oder doch italienisch-französisch sind. Ausserdem [. . .] ein bisschen reines Latein und viel Hebräisch sowie verstreute arabische und griechische Wörter in ihrer jeweiligen Schrift“ (S. 465) – und gibt seitenlang entsprechende Beispiele (S. 465–474), auch bedankt er sich bei einer Reihe namentlich genannter Wissenschaftler, die ihm bei der Lösung der sprachlichen und historischen Probleme geholfen haben (S. 6), nie aber zitiert er ein angegebenes Beispiel mit genauer Blatt- und Zeilenangabe. Auch hat er keine einzige Manuskriptseite als Faksimile abdrucken lassen. Überprüfbar also ist all das nicht, was Hg. geschrieben hat. Dabei hat er keine Mühe gescheut, wie nicht zuletzt den zahllosen Anmerkungen zu entnehmen ist, alles, was im Manuskript steht, zu „verifizieren“, Namen und Realien, Daten und Fakten gleichermaßen, wenn auch die Kritiker nicht müde geworden sind, Fehler zu suchen, und auch einige nachweisen konnten. Selbst die (eine?) Biographie des Autors „Giacobbe ben (Sohn des) Salomone von Ancona, Enkel des Rabbi Israel di Firenze“, der „Jacob ben Abba Mari Anatoli [. . .] ‚mein(en) Lehrer in Neapele“ nannte und bei seiner Abreise im April 1270 „neunundvierzig Jahre alt“ gewesen ist, über den aber sonst nichts bekannt ist, hat er in aller Ausführlichkeit rekonstruiert (S. 23–42). Dennoch bleiben erhebliche Zweifel an der Echtheit des Manuskriptes, die Hg. durch Veröffentlichung wenigstens eines Teiles des Manuskriptes zwar sehr schnell zerstreuen könnte, dies aber beharrlich ablehnt.

So aber kann die Frage, ob der Reisebericht nun ein Original oder eine Fälschung ist, beim gegenwärtigen Stand der Dinge nicht beantwortet werden. Sollte sich herausstellen, dass er echt ist, wäre er eine Sensation: Jacob von Ancona hätte Marco Polo dann den Rang abgelassen, wäre er doch ein Jahr vor ihm von Italien nach China gereist (und mit diesem Hinweis wird das Buch im Klappentext auch angepriesen). Sollte sich der Reisebericht jedoch tatsächlich als eine Fälschung erweisen, wäre dennoch dem-/derjenigen, der/die ihn verfasst hat, Achtung und Anerkennung immerhin dafür zu zollen, keine

Mühe und keinen Aufwand gescheut zu haben, ein „kongeniales“ oder zumindest „kongenial erscheinendes“ Werk zu schaffen, das trotz allem – Fälschung hin, Fälschung her – eine unterhaltsame Abendlektüre bleibt.

Stefan Schreiner

RUTA SAKOWSKA, *Menschen im Ghetto – Die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939–1943*. Aus dem Polnischen von Ruth Henning, Osnabrück: fibre 1999 (= Klio in Polen, Band 2), 338 S., gr. 8°, ISBN 3-929759-37-32.

Seit Jahrzehnten hat sich Ruta Sakowska (= Vfn) intensiv mit der Geschichte des Warschauer Ghettos im allgemeinen und dem Ringelblum-Archiv im besonderen beschäftigt und sich um dessen Edition verdient gemacht (vgl. *Judaica* 36 [1980], S. 138–140). 1997 hat sie den ersten Band der Gesamtausgabe des Ringelblum-Archivs vorgelegt. Das jetzt in deutscher Übersetzung herausgekommene, auf die Dissertation der Vfn zurückgehende Buch ist 1975 bereits in erster und 1993 in überarbeiteter und erweiterter zweiter Auflage erschienen (vgl. *Judaica* 49 [1993], S. 229). Über dieses Buch heisst es im Klappentext zur jetzt vorliegenden Übersetzung mit Recht, dass es sich hier um „die erste wissenschaftliche Bearbeitung des Themas“ (nämlich der Geschichte und des Lebens der Menschen im Warschauer Ghetto) handelt.

Gestützt auf eine beeindruckende Fülle von Quellen, Dokumenten, Tagebüchern etc. und Sekundärliteratur (Bibliographie: S. 301–328), liefert Vfn eine Gesamtgeschichte des Ghettos von seiner Einrichtung bis zum Vorabend des Aufstandes im Frühjahr 1943. Nach einem Rückblick auf das jüdische Leben und die Lebensverhältnisse der Juden im Warschau der Zwischenkriegszeit (S. 13–35) behandelt sie unter dem Stichwort „indirekte Vernichtung“ im ersten Hauptteil die Geschichte des Ghettos von seiner Einrichtung bis zum Beginn der sogenannten ersten Liquidierungsaktion im Juli 1942 (Kap. II bis VI: S. 36–234). Dabei geht es ihr zugleich darum, Rolle und Funktion des Ghettos im Rahmen der nationalsozialistischen Exterminationspolitik deutlich werden zu lassen. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen indessen die jüdische Selbstverwaltung und ihre Institutionen bis hin zur Ghetto-Administration und der Tätigkeit des Judenrates und der Ghettopolizei. Besondere Aufmerksamkeit freilich schenkt Vfn der Organisation sozialer Selbsthilfe, der Kultur- und Bildungsarbeit, in denen sie den Ausdruck eines „zivilen Widerstandes“ erkennt. – Der zweite Hauptteil befasst sich unter dem Stichwort „die Ausrottung“ zunächst mit der ersten Liquidierungsaktion des Ghettos (Juli – September 1942) und sodann mit der Geschichte des sogenannten Restghettos bis zum Vorabend des Aufstandes (Kap. VII bis IX: S. 235–297). Dabei wird auch die bis heute kontrovers diskutierte Frage polnischer Hilfeleistung für die Juden nicht ausgespart.

Leitmotiv ihres Buches ist die einst von A. Gieysztor formulierte historiographische Maxime: „die Leute von damals zu verstehen“ (S. 12). Dementsprechend untersucht und beschreibt Vfn in aller Ausführlichkeit das alltägliche Leben der Menschen im Ghetto, ihren alltäglichen Kampf ums nackte Überleben ebenso wie ihre Anstrengungen, dennoch einen Schulbetrieb aufrecht zu erhalten, kulturelle Aktivitäten unterschiedlicher Art zu entfalten etc. Spannungen und Konflikte zwischen den Bewohnern des Ghettos werden

dabei ebenso wenig ausgeklammert wie die Courage ungezählter Einzelner, auch unter den extremen Bedingungen des organisierten Massenmordes trotz aller Aussichtslosigkeit Mut und Menschenwürde im Kampf zu (be)wahren. Vfn hat ein ausserordentlich wichtiges Buch geschrieben, das dank seiner jetzigen Übersetzung nun hoffentlich – endlich, möchte man sagen – dem längst verdienten breiteren Publikum zugänglich geworden ist.

Stefan Schreiner

LEONID LUKS (Hg.), *Der Spätstalinismus und die „jüdische Frage“*. Zur antisemitischen Wendung des Kommunismus, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 1998 (= Schriften des Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien, Band 3), 293 S., 8°, ISBN 3-412-01998-4.

Seit der Wende, seit die staatlichen Archive in der ehemaligen Sowjetunion und den anderen vormaligen sozialistischen Ländern wenigstens teilweise geöffnet worden und auch die dortigen Bibliotheken leichter zugänglich sind, ist viel neues Material nicht zuletzt zur sogenannten „jüdischen Frage“ im kommunistischen Machtbereich bekannt geworden. Entsprechend zugenommen haben denn auch die diesbezüglichen Forschungen, die in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Neuerscheinungen hervorgebracht haben. In die Reihe dieser Neuerscheinungen gehört auch der hier anzuzeigende, von L. Luks herausgegebene Band, der die Beiträge eines, des ersten Symposiums zum Thema enthält, „zu dem das Zentralinstitut für Mittel- und Osteuropastudien (ZIMOS) und der Lehrstuhl für Mittel- und Osteuropäische Zeitgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt führende russische, israelische, tschechische, polnische, ungarische und deutsche Kenner der Problematik eingeladen haben“ (S. 9). Entsprechend breit ist denn auch das Spektrum der Themen, die in den im Band vereinten insgesamt 14 Aufsätzen behandelt werden, wenn sie sich auch, wie im Titel angedeutet, auf die „spätstalinistische“ Epoche, das sind die Jahre von 1945 bis 1953, konzentrieren.

Nach E. Goldstückers „Der stalinistische Antisemitismus – ein Erlebnisbericht“ (S. 11–27) und L. Dymerskaya-Tsigelman „Die Doktrin des Stalinschen Antisemitismus. Zur Entstehungsgeschichte“ (S. 29–52), die gleichsam als Einführung in die Gesamtproblematik zu dienen vermögen, geht es in den folgenden sechs Beiträgen zunächst um Stalins Sowjetunion. Sh. Redlich gibt einen Überblick über „The Jewish Anti-Fascist Committee in the USSR: New Documentation from Soviet Archives“ (S. 53–67), und V. Naumov erzählt, gestützt auf diese Dokumente, „Die Vernichtung des Jüdischen Antifaschistischen Komitees“ (S. 117–141). Die sogenannte Ärzteverschwörung gegen Stalin und die Bedeutung des misslungenen Prozesses gegen die Ärzte als Stalins erste grosse Niederlage behandelt G. Kostyrčenko in „Der Fall der Ärzte“ (S. 89–116). „Was das Sowjetvolk vom Holocaust wusste“ ist die Frage, der L. Besymenski nachgeht (S. 69–87). Die aus der Rückschau ambivalenten „Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Israel 1948–1953“ erörtert E. Finkelstein (S. 143–154). Die Situation der „Juden im Baltikum 1945–1953“ ist Thema von P. Krupnikov (S. 155–168).

In den nächsten fünf Beiträgen geht es um Moskaus Satellitenstaaten. K. Kaplan rekapituliert den Prager „politische[n] Prozess gegen R. Slánský und Genossen“ (S. 169–187). Mit der Lage der „Juden in Ungarn nach 1945“ setzt sich G. Dalos auseinan-

der (S. 189–198) und H. Glass beschreibt, wie „Die kommunistische Politik gegenüber der jüdischen Minderheit in Rumänien (1944–1953)“ ausgesehen hat (S. 199–219). Einen Einblick in den „Polish Stalinism and the So-Called Jewish Question“ gibt K. Kersten (S. 221–236), und G. Koenen analysiert in „Die DDR und die ‘Judenfrage’. Paul Merker und der nicht stattgefunden ‘deutsche Slánský-Prozess’ 1953“ die gleichsam besonderen DDR-Verhältnisse (S. 237–270). Eine Art Fazit schliesslich versucht L. Luks in „Stalin und die ‘jüdische Frage’ – Brüche und Widersprüche“ (S. 271–292), in dem er, gleichsam eine Antwort auf L. Dymerskaya-Tsigelmans Exposé, noch einmal das Leitmotiv der Aufsätze, die Grundzüge Stalinscher Judenpolitik als „eine der seltsamsten Metamorphosen dieses Jahrhunderts“, nämlich die „Verwandlung des Kommunismus von einer Kraft, die den Antisemitismus anprangerte und unter Strafe stellte, zu einem der wichtigsten Wortführer des Kampfes gegen den sog. Kosmopolitismus und Zionismus, d.h. die Juden“ rekapituliert.

Wenn sich auch der Erkenntniszuwachs, zu dem dieser Band verhilft, trotz mancher neuer Details, insgesamt noch in Grenzen hält, so verdient er dennoch zweifellos insofern Aufmerksamkeit, als er eine gute Zusammenfassung des derzeitigen Forschungsstandes in überschaubarer Form und gut lesbaren Aufsätzen, also eine willkommene Bestandsaufnahme liefert, der zu wünschen ist, dass sie weitere und weitergehende Untersuchungen anregt. Den Boden dafür hat sie jedenfalls bereitet.

Stefan Schreiner

DORIS BRODBECK – YVONNE DOMHARDT – JUDITH STOFER (Hg.), „*Siehe ich schaffe Neues*“. *Aufbrüche von Frauen in Protestantismus, Katholizismus, Christkatholizismus und Judentum*, 255 S. mit Bildern, Bern: eFeF-Verlag, 1998, ISBN 3-905561-18-2.

Neunzehn Schweizer oder in der Schweiz lebende Frauen christlicher und jüdischer Prägung zu porträtieren, ist Anliegen des Autorinnenteams, das Persönlichkeiten ausgewählt hat, die sich durch ihr beharrliches Bemühen auszeichnen, vorgefundene religiöse und soziale Strukturen unseres Jahrhunderts bewusst zu machen und nach Veränderungen zu suchen. Die Grösse des Autorinnenteams und die thematische Bandbreite bringen eine gewisse Perspektivenvielfalt mit sich.

Recht lebendig porträtiert Isabella Wohlgemut Clara Ragaz-Nadig (1874–1957), Lehrerin, Pfarrfrau und kritische Mitstreiterin ihres Mannes Leonhard Ragaz. Ihre politische Arbeit erschöpfte sich nicht allein im sozialen Engagement für unterprivilegierte Frauen und im Kampf um das Frauenstimmrecht, sondern fand auch auf internationaler Ebene in der Friedensbewegung ihre Fortsetzung.

Doris Brodbeck lässt die theologischen Gedanken der Holländerin Henriette Visser‘t Hooft (1899–1968) und Charlotte von Kirschbaums (1899–1968) zum Problem der Geschlechterhierarchie zu Wort kommen.

Ausgangspunkt eines weiteren Artikels von Doris Brodbeck ist die „Schweizer Ausstellung für Frauenarbeit“ (SAFFA) von 1958, die zum Geburtsort der ökumenischen Frauenbewegung der Schweiz werden sollte. Um das dort errichtete Kirchlein sammelten sich reformierte Theologinnen, Vertreterinnen der verschiedenen konfessionellen Frauen-

verbände und des Bundes der Israelitischen Frauenvereine. Vier, mit der SAFFA verbundene reformierte Theologinnen hatten Gelegenheit, in eigenen Publikationen zu Berufs- und Lebenssituation von Frauen Stellung zu beziehen: Marga Bührig, Ruth Epting, Dorothee Hoch und Else Kähler.

Als Zeugin einer veränderten gesellschaftlichen Situation berichtet Gerda Altpeter-Rappaport aus ihrem spannungsreichen Dienst als verheiratete Pfarrerin im Wallis.

Christa Mutter wirft einen Blick auf den am Anfang unseres Jahrhunderts im Wandel begriffenen Schweizerischen Katholischen Frauenbund und porträtiert dazu die traditionsbewusste Lina Beck-Meyenberger (1892–1988) und die progressiv-aggressive Juristin Hilde Vèrène Borsinger (1897–1986).

Judith Stofer hat sich zweier ganz ausserordentlich mutiger katholischer Frauen angenommen, der Juristin Gertrud Heinzemann (*1914), die sich mit einer Denkschrift an die Konzilsväter des Zweiten Vatikanischen Konzils wandte. Leider verhallte ihre theologisch hervorragend begründete Forderung nach dem Priesteramt für Frauen ungehört.

Ferner zeichnet Stofer die Schweizer Jahre der amerikanischen Feministin Mary Daly (*1928) nach, die als erste katholische Theologiestudentin in Fribourg promovierte. Maja Weyermann stellt Rosina Gschwind-Zeller (1841–1904) vor, die sich gegen eine Wand von Vorurteilen stemmte, als sie einen exkommunizierten Priester heiratete und damit zur ersten altkatholischen Pfarrfrau wurde.

Den Abschnitt über jüdische Frauen eröffnet Yvonne Domhardt mit einem einfühlsamen Porträt der rastlosen Else Lasker-Schüler (1869–1945), die während ihres über zehnjährigen Schweizer Exils in Zürich lebte und sich in dieser Zeit wieder dem Judentum zuwandte.

Eine zweite Dichterin, die schon vor ihrem Züricher Asyl zum Judentum zurückfand, Margarete Susman (1872–1966), wird von Maja Wicki-Vogt vorgestellt. Susman gehörte dem Kreis der Christlichen Sozialisten um Ragaz an, in deren Zeitschrift „Neue Wege“ sie publizieren konnte. Regula Fierz und Eva Büschi haben in einem recht umfangreichen Beitrag mit Emmi Bloch (1887–1978) eine typische Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung der Schweiz porträtiert. Als Redakteurin des Schweizer Frauenblattes widmete sie sich über viele Jahre ihren drei Hauptthemen: der Frauenfrage, dem Krieg und sozialen Problemen, bis sie schliesslich nach „misslichen Missverständnissen“ 1944 ihren Posten räumte.

Mit christlich-jüdischen Begegnungen der Nachkriegszeit und dem sich daraus entwickelnden Dialog beschäftigt sich Miriam Brassloff-Kugelman (*1923).

Reinhild Traidler stellt die jüdisch-feministische Arbeit Marianne Wallach-Fallers (1941–1997) vor, die ihren Anfang im Begegnungszentrum Schloss Boldern nahm.

Den Band abschliessend kommt Bea Wyler (*1951) zu Wort. In eigener Sache denkt sie über Frauen im Rabbinat nach und tut dies exemplarisch am Trauerritus, wenn sie fragt: „Welche Gemeinde antwortet auf mein Qaddisch?“

Den meisten Beiträgen ist zur Weiterarbeit eine sehr nützliche Kurzbibliographie beigegeben, ein Personenregister und die Kurzbiographien der Autorinnen schliessen den Band ab, der nicht nur Schweizer Leser und Leserinnen interessieren dürfte, sondern alle, die sich der Ökumene verpflichtet fühlen.

Siegrun Wipfler-Pohl

AMOS OZ, *So fangen die Geschichten an*. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, 170 S., ISBN 3-518-40914-X (hebr. Originalausgabe 1996).

Wie beginnt der Dichter seinen Roman? Mit dem wohlbekannten weissen Blatt, das den Dichter hämisch vom leeren Schreibtisch angrinse, beginnt Amos Oz dieses Buch und stellt in Kontrast dazu das wissenschaftliche Schreiben, bei welchem sich der Denker an einen reich mit Material gedeckten Tisch setzen und aus dem Vollen schöpfen könne. *So fangen die Geschichten an* ist eine literaturwissenschaftliche Untersuchung zu den Anfängen verschiedener Romane und Erzählungen der internationalen Literatur im allgemeinen und der hebräischen Literatur im besonderen: von Theodor Fontanes *Effi Briest* bis zu Elsa Morantes *La Storia*, von S. Yishars *Auftakte* bis zu Jaakov Shabtais *Onkel Peretz fliegt*. Zehn Analysen legt Amos Oz hier vor, wobei er die Buchanfänge als privilegiert positionierte Passagen in Beziehung zum ganzen Werk stellt und den je spezifischen Beitrag jedes Schriftstellers in der Entwicklung der Weltliteratur herauschält: Nikolaj Gogols Vermischung von sogenannt Wichtigem und Banalem, Anton Tschechovs Verquickung von Komödie und Tragödie, Franz Kafkas unmerkliche Auflösung der Wirklichkeit mittels schleichender Verzerrung der Massstäbe, S. Yishars Durchbrechung der linearen Struktur von Sprache und Zeit, Gabriel Garcia Marquez' Verschmelzung von Burleske und Grauen oder Raymond Carvers Ersetzen der traditionell sexuellen Zensur durch eine Tabuisierung der Gefühle – um nur ein paar Beispiele zu nennen.

Insofern stellen die Anfänge von Prosawerken ein repräsentatives Muster der Gesamtwerke dar. Dieser an sich simplen Feststellung fügt Amos Oz seine eigentliche These bei: „Eine Geschichte anfangen bedeutet fast immer, eine vertragliche Beziehung zwischen Autor und Leser anzuknüpfen“ (S. 13). Doch diese Ausgangsverträge erweisen sich nicht selten als Scheinverträge, als nicht eingehaltene Versprechen, als Versteckspiel oder Betrug, als schelmisches Werben oder schlicht als Schabernack, den der Autor mit dem Leser treibt, so dass der Anfang erst vom Schluss aus richtig geortet werden kann. Nach der Lektüre von *So fangen die Geschichten an* werden Leser und Leserin Buchanfänge zweifellos argwöhnischer lesen und tun gut daran, auch Amos Oz' eigenes anfängliches Täuschungsmanöver aufzudecken: Das weisse Blatt als des Dichters Not ist doch bloss eine naive Klischeevorstellung, denn auf dem Schreibtisch des Dichters liegt die ganze Weltliteratur, an der sich der Schreibende misst und an welcher er weiterbaut. Zudem schreibt Amos Oz in seinem Schlusskapitel vehement gegen die künstliche Trennung der Disziplinen Literatur, Geschichte, Philosophie oder Theologie an: Unterscheiden sich die Seiten, auf denen Tolstoi die Schlacht von Borodino schildert, erheblich von denen des Historikers? Insofern entlarvt Amos Oz die eingangs postulierte Unterscheidung zwischen schreibendem Dichter und schreibendem Wissenschaftler selber als ungerechtfertigt. Dennoch versucht er als Schriftsteller die Sprache der Dichtung insofern abzugrenzen, als er die nicht-literarische Sprache als einfachen Transportträger sieht, während auf der anderen Seite die literarische Sprache Transportmittel und transportierte Ladung zugleich darstellt, ein Bild, das Sartres Vorstellung entspricht, dass die Sprache der Dichtung wie Spiegelglas, die Sprache ausserhalb der Dichtung wie klares Glas sei. Oder poetischer und mit Kafkas Worten: „Literatur ist die Axt für das gefrorene Meer in uns.“

Gabrielle Oberhänsli-Widmer

AMOS OZ, *Das Schweigen des Himmels. Über S.J. Agnon*, Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1998, 264 S., ISBN 3-633-54147-0 (hebr. Originalausgabe 1985).

Amos Oz ist nicht nur ein grosser israelischer Romancier und politisch engagierter ‚Peace-nik‘, nicht weniger profiliert er sich auch als Dozent für hebräische Literatur und als Literaturkritiker.

Auf Deutsch sind nun in der glänzenden Übersetzung von Ruth Achlama die über Jahre entstandenen Betrachtungen zum herausragendsten hebräisch schreibenden Autor dieses Jahrhunderts erschienen, dem Literatur-Nobelpreisträger Samuel Josef Agnon (1888–1970). Genauer handelt es sich um drei Aufsätze zur Kurzgeschichte *Tehilla* (erschienen 1952) sowie zu den Romanen *Eine einfache Geschichte* (1935) und *Gestern, vorgestern* (1946). Diese Texte sind in Israel nicht nur Pflichtstoff am Gymnasium, selbst die Interpretationen dazu – verfasst von Autoritäten wie Baruch Kurzweil oder Gershon Shaked – geniessen sozusagen schon kanonische Anerkennung.

Trotz der Flut von Sekundärliteratur vermag Amos Oz dabei den Agnonschen Texten eine eigenwillige – und im Fall von *Tehilla* – äusserst treffende Auslegung abzugewinnen, indem er die Brüchigkeit der vordergründig frommen Idylle Agnons entlarvt als tiefe Skepsis gegenüber einem grausamen, blind wütenden Fatum: Mit dem Erzähler zusammen entlarvt Amos Oz die legendäre Frauengestalt Tehilla als Hiob-hafte Rebellin, welche weit entfernt ist von der Aureolen-umwölkten Ikone, als welche die Kritiker sie traditionellerweise sehen.

Nicht weniger unkonventionell ist Amos Oz' Lektüre von *Eine einfache Geschichte*, dem Roman über den begüterten jüdischen Kaufmannssohn Hirschel Hurwitz, der aus verschiedensten Gründen seine Liebe, Blume Nacht, nicht heiraten kann, statt dessen eine Vernunftsehe eingeht und darüber den Verstand verliert – alles andere als eine einfache Geschichte! Im allgemeinen wird Hirschels Ende als Resignation und seelische Kastration im ehelichen Alltag gedeutet, währenddem Amos Oz Hirschels Einlenken gerade als getarnten Ausweg aus der sozialen und familiären Enge betrachtet. Ich bin nicht überzeugt, dass Amos Oz' Interpretation hier die ‚richtige‘ ist, aber sie ist eine mögliche und analytisch begründbare, und ihre Stärke liegt gerade darin, dass sie zeigt, wie unendlich viele Interpretationsstränge Agnon in seinen Werken anlegt, einerseits um der Komplexität der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen, andererseits um seine eigene Position geheimnishaft zu verschleiern.

Die längste Analyse widmet Amos Oz dem monumentalen Roman *Gestern, vorgestern* und eröffnet dem Leser, der Leserin, dabei all die Subtilitäten Agnonschen Schreibens: die virtuose Handhabung der Erzähltechniken mit dem schillernden ‚wir‘; der souveräne Umgang mit dem traditionell religiösen Schrifttum, indem Zitate in freier Variation und verschiedensten Absichten in den Text eingearbeitet werden; das weite Spektrum der Ironie, das vom nachsichtigen Lächeln bis zum beissenden Sarkasmus reicht, und die ebenso über Billard-spielende Salon-Zionisten wie über ultraorthodoxe Fanatiker ausgeschüttet wird (Rabbi Hieronymus Komm-Erlösung „kennt sich in den zeitgemässen Sünden so gut aus wie die Gesandten der Hölle [. . .] als hätte der Satan sein Sündenregister bei ihm in Aufbewahrung gegeben“).

Grundanliegen bleibt Amos Oz – wie allen Kommentatoren Agnons –, die schwer fassbare Haltung des grossen Schriftstellers aufzuspüren. Immer wieder weist Amos Oz auf

die Spannung zwischen traditioneller Frömmigkeit und religiöser Anarchie, zwischen gleichgültigem Determinismus und göttlicher Prädestination, zwischen Gottesfurcht und Nihilismus. Amos Oz unterstreicht schliesslich stark die antigöttliche Ironie Agnons, welche bisweilen in einer Art ‚Theophobie‘ gipfelt. Vielleicht ist diese Gewichtung allzu einseitig, denn immer wieder schimmert in Agnons Schriften das Ideal des einfachen frommen Juden durch. Agnon hatte einen Draht zu Gott – der sich allerdings nicht selten als Zündschnur erwies.

Amos Oz' Betrachtungen zu Samuel Josef Agnon sind nicht nur spannend und bereichernd zu lesen, sie verfügen zudem über vorteilhafte Nebeneffekte: Wir können ‚en passant‘ einen Blick in die Schreibwerkstatt des Romanciers Amos Oz werfen (deckt er doch bei Agnon als genial auf, was er in sein eigenes Werk umsetzt), und wir werden zudem zur Lektüre Agnons verlockt.

Gabrielle Oberhänsli-Widmer

JEANETTE LANDER (Hg.), Jüdisches Leben heute 1999/2000 (5760/61) – ein Wandkalender, mit Fotos von Edward Serotta, Berlin: Aufbau Verlag 1999, 18 Blatt, 42 × 43 cm, ISBN 3-351-02853-9

Zum ersten Mal in dieser Form hat der Berliner Aufbau Verlag einen höchst ansprechenden jüdischen Kalender herausgebracht, dessen 16 Blätter (von September 1999 bis Dezember 2000) umfassendes Kalendarium neben den jüdischen Wochen- und Feiertagen auch die entsprechenden christlichen berücksichtigt. Die einzelnen Kalenderblätter zieren eindrucksvolle Schwarzweiss-Fotos, die der heute in Berlin lebende amerikanisch-jüdische Fotograf Edward Serotta während des letzten Jahrzehnts von seinen Reisen zu jüdischen Gemeinden in Äthiopien sowie einer Reihe mittel- und osteuropäischer Länder mitgebracht hat. Mit den beigegebenen ebenso informativen wie einfühlsamen Interpretationen der Herausgeberin geben sie zugleich Zeugnis von einer Vielfalt jüdischen Lebens, die mancherorts indessen nur mehr auf diesen Fotos zu sehen ist. Ein Begleiter durchs Jahr, der nachdenklich stimmt.

Die Redaktion